Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift

Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache

Band: 57 (2001)

Heft: 3

Artikel: Wie sollen die Deutschschweizer/Deutschschweizerinnen Hochdeutsch sprechen?

Autor: Hove, Ingrid

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-422165

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wie sollen die Deutschschweizer/Deutschschweizerinnen Hochdeutsch sprechen?

Von Ingrid Hove

1. Zur Situation

Sucht die 15-jährige Ursula am Mittwoch Abend im Radio den Sender DRS 1, um die Sendung Spasspartout zu hören, braucht sie bei den einzelnen Stationen jeweils nur einen einzigen Satz zu hören, um zu wissen, ob es sich um einen deutschen, österreichischen oder schweizerischen Sender handelt. Dieser Umstand zeigt, dass sich die deutsche, die österreichische und die schweizerische Standardsprache auf lautlicher Ebene unterscheiden. Neben der unterschiedlichen Aussprache gibt es auch Unterschiede auf den Ebenen des Wortschatzes, der Syntax und der Rechtschreibung. Man bezeichnet das Deutsche deshalb als eine plurizentrische Sprache, die mehrere nationale Varietäten umfasst, genauso wie zahlreiche andere Standardsprachen, zum Beispiel das Englische, das Spanische oder das Arabische. In diesem Artikel werden Wortschatz und Syntax jedoch ausser Acht gelassen, es geht alleine um die lautliche Ebene.

Vergleicht man die Ausspracheweisen in der Schweiz, in Deutschland und in Österreich mit der von den Aussprachewörterbüchern vorgeschriebenen Norm, stellt man fest, dass in jedem Land Abweichungen vorkommen. Diese Situation wirft einige Fragen auf:

- Wie sprechen die Deutschschweizer Hochdeutsch? oder: Welches sind die lautlichen Merkmale, die für die Aussprache typisch sind?
- Inwieweit stimmt diese Aussprache mit der von den Aussprachewörterbüchern vorgeschriebenen Aussprache überein?
- Wie sollen die Deutschschweizer Hochdeutsch sprechen? oder: Wie sollen sich die Deutschschweizer in Fällen verhalten, in denen ihre Aussprache von den Vorschriften abweicht?

Auf diese Fragen sollen im vorliegenden Artikel begründete Antworten gegeben werden.

2. Wie das Hochdeutsche von gebildeten Deutschschweizern/Deutschschweizerinnen ausgesprochen wird

In diesem Kapitel werden die Ergebnisse einer von mir durchgeführten empirischen Arbeit zur Aussprache der Standardsprache in der Schweiz vorgestellt

(siehe Hove, in Vorbereitung). Als Datengrundlage diente vorgelesene und spontan (in einer Schulsituation) gesprochene Standardsprache von 57 jungen Deutschschweizern, die alle einen hohen Bildungsgrad aufweisen.

Die Leser mögen sich von der leider unumgänglichen phonetischen Schrift und den Fachbegriffen nicht verunsichern lassen, da die Ausführungen im dritten Kapitel auch für jene verständlich sind, die nicht jedes phonetische Detail nachvollziehen können.

Vokale

Die Langvokale in Wörtern wie *Liebe, Hut* oder *schön* werden fast immer geschlossen ausgesprochen, also so, wie es von den Aussprachewörterbüchern verlangt wird. Obwohl viele Dialekte offene Langvokale haben, halten sich die Sprechenden bei dieser Variablen an die Vorschriften. Ein Sonderfall im Vokalsystem der Standardsprache ist langes <ä(h)> wie in Käse oder *Bären.* In Deutschland wird langes <ä(h)> häufig mit derselben Qualität ausgesprochen wie langes <e(h)>, was zur Folge hat, dass die Wörter Beeren und Bären homophon sind, also gleich tönen. Auch in der Schweiz wird, vor allem in formellem Stil, langes <ä(h)> manchmal als [eː] ausgesprochen, was offensichtlich auf Nachahmung der in Deutschland verbreiteten Lautung zurückzuführen ist.

Für die Kurzvokale in Wörtern wie *Holz, müsste* oder *Mitte* verlangen die Wörterbücher eine offene Aussprache. In der Schweiz werden die Kurzvokale jedoch häufig geschlossen, also mit derselben Qualität wie die Langvokale, ausgesprochen. Es tritt hier somit eine Abweichung von den Vorschriften auf, und zwar interessanterweise nicht nur bei Personen, welche in ihrer Mundart geschlossene Kurzvokale sprechen, sondern auch bei Personen, die in ihrer Mundart offene Kurzvokale sprechen.

Bereits anhand der Vokale ist somit das Vorurteil widerlegt, dass die Deutschschweizer die Standardsprache einfach mit den Lauten ihres Dialekts aussprächen. Der Dialekt ist nur einer von mehreren Faktoren, der bei der Realisierung des Hochdeutschen eine Rolle spielt.

Einen Einfluss hat der Dialekt jedoch bei den *a*-Lauten: Wenn eine Person in der Standardsprache ein hinteres, verdumpftes *a* spricht, ist dies in aller Regel darauf zurückzuführen, dass der *a*-Laut ihrer Mundart diese Qualität aufweist.

Bei den Diphthongen <ei>, <au> und <eu> kann man nicht generell sagen, dass die dialektale Aussprache in die Standardsprache übernommen wird,

denn Varianten wie [ɛɪ̯] oder [ɔʊ̯] (wie in berndt. *Frouebei)* kommen nicht vor. Doch die Variante [æɪ̯], die neben [aɪ̯] für <ei> vorkommt, und die Variante [æʊ̯], die neben [aʊ̯] für <au> vorkommt, sind wohl dialektal bedingt. Der Diphthong <eu> wird sehr unterschiedlich ausgesprochen. Die häufigsten Varianten sind [ɔɪ̯], [oɪ̯] (vor allem in Zürich) und [œɪ̯]. All diese Varianten weichen von der vorgeschriebenen Aussprache als [ɔʏ̯] ab.

Konsonanten

Es ist eine weit verbreitete Ansicht, dass die Aussprache des Hochdeutschen in der Schweiz vor allem dadurch gekennzeichnet ist, dass <ch> immer mit dem «kratzigen» Ach-Laut [x] (wie Schweizerdeutsch *mache)* und k immer mit der Affrikate [kx] (wie Schweizerdeutsch *hacke)* ausgesprochen werde. Deshalb werden diese Merkmale in Parodien des Schweizerhochdeutschen, wie beispielsweise vom Kabarettisten Emil Steinberger, immer übertrieben. Tatsächlich ist es aber so, dass diese Varianten bei gebildeten SprecherInnen kaum vorkommen. Nach Vordervokalen oder Konsonanten wird meistens der Ich-Laut gesprochen, und die Aussprache von *k* als [kx] kommt höchstens in sehr informeller Rede vor, normalerweise wird *k* behaucht als [kʰ] ausgesprochen.

Die Laute *b, d, g* und s wie in *Boden* oder *Segen* werden fast immer wie im Dialekt stimmlos ausgesprochen. Auch im übrigen deutschen Sprachraum ist die stimmlose Realisierung dieser Laute entgegen den Vorschriften, welche die stimmhafte Aussprache (mit «Summton») verlangen, weit verbreitet.
Endet ein Wort mit dem Buchstaben <b>, <d>, <g> oder <s>, verlangt die Norm die «harte» Aussprache als [pʰ], [tʰ], [kʰ] bzw. [s], man bezeichnet dies als Auslautverhärtung. In der Schweiz wird jedoch am Wortende häufig «weiches» [b̥], [d̥], [g̊] bzw. [z̥] gesprochen.

Keine Abweichungen von den Vorschriften treten dagegen bei der Aussprache von <st> und <sp> auf, die auch in der Schweiz am Wortanfang immer mit [ʃ-], in den anderen Umgebungen mit [s-] ausgesprochen werden. Genauso wie der gebildete Hamburger heute nicht mehr über einen *s-pitzen S-tein s-tolpert,* wird der gebildete Schweizer heute nicht mehr von der *läschtigen Weschpe gestochen.*

Viel Variation tritt beim *r*-Laut auf. Während in Deutschland das Zäpfchen-*r* ([ʀ] oder [ʁ]) vorherrscht, wird im Schweizerdeutschen mit wenigen Ausnahmen das Zungenspitzen-*r* ([r]) gesprochen. In der Regel wird dieser Laut auch in die Standardsprache übertragen, was von den Vorschriften auch zugelassen wird. Doch es gibt auch Schweizer, welche entgegen ihrer Mundart im

Hochdeutschen das Zäpfchen-*r* sprechen. Sogenannte *r*-Vokalisierungen wie in *leer* [leːɐ̯] oder *kurz* [kʊɐts], die in Deutschland verbreitet sind, kommen auch in der Schweiz vor, allerdings viel weniger häufig.

Eine Ausspracheeigenheit, die für die Schweiz typisch ist, ist die lange Aussprache intervokalischer Konsonanten (Geminaten) nach betontem Kurzvokal in Wörtern wie *Himmel, Junge* oder *machen.* Diese Variante hängt damit zusammen, dass solche intervokalischen Konsonanten auch in den meisten Dialekten lang sind. Interessant ist jedoch, dass lange intervokalische Konsonanten nicht nur bei Personen vorkommen, die diese in ihrer Mundart sprechen, sondern auch bei Personen, die in ihrer Mundart kurze intervokalische Konsonanten haben. So sind beispielsweise im Zürichdeutschen intervokalische Nasale kurz. Wenn ein Zürcher das Wort *Himmel* im Hochdeutschen mit einem langen *m* ausspricht, realisiert er somit eine Variante, die weder mit den Vorschriften übereinstimmt, noch von Deutschland beeinflusst sein kann (da in Deutschland keine langen Konsonanten vorkommen), noch von seinem Dialekt herrührt. Diese Variante muss er somit erworben haben durch die Nachahmung der Aussprache anderer Deutschschweizer, bei denen die Aussprache von *Himmel* mit langem *m* darauf beruht, dass sie solche Wörter auch in ihrer Mundart mit langem Konsonanten aussprechen. Die Tatsache, dass sich Deutschschweizer bei ihrer Aussprache des Hochdeutschen an anderen Deutschschweizern orientieren, zeigt, dass in der Schweiz eine gewisse Übereinkunft besteht in Bezug darauf, wie die Standardsprache auszusprechen ist. Diese nenne ich Aussprachekonvention (siehe unten).
Wenn der Buchstabe <h> auf einen Vokal folgt *(Lehm, Kuh, sehen),* dient er nur zur Kennzeichnung der Länge des vorangehenden Vokals, es ist demnach kein *h*-Laut zu sprechen. Steht <h> zwischen zwei Vokalen, wird in der Schweiz (und auch in Deutschland) manchmal ein *h*-Laut ausgesprochen, und zwar vor allem dann, wenn der vorhergehende und der nachfolgende Vokal einander ähnlich sind, also z. B. im Wort *ehemalige,* seltener in Wörtern wie Mühe oder *höher.*
Der Glottisverschlusslaut («Knacklaut») wird nur selten realisiert. Am häufigsten tritt er im Wortinneren zwischen zwei Vokalen auf, z.B. in *Be-ʔ-erdigung.* Am Wortanfang vokalisch anlautender Wörter kommt er nur vor, wenn das betreffende Wort stark betont ist, z.B. im Satz: «Aber *ʔich* finde, dass…»

Die unbetonten Silben

Ein interessanter Fall ist die Aussprache der Nachsilbe <-e>, die oft mit dem Vordervokal [ɛ] anstelle des vorgeschriebenen Zentralvokals («Murmellauts») [ə] realisiert wird. Die meisten Schweizer sprechen also in der Standardsprache ein Wort wie *Bohne* als [ˈb̥oːnɛ] und nicht als [ˈb̥oːnə] aus, obwohl es auch

auf Schweizerdeutsch [ˈb̥oːnə] heisst. Die Tatsache, dass bereits Kinder im Vorschulalter <-e> als [ɛ] aussprechen, zeigt, dass diese Variante nicht auf dem Schriftbild beruht, sondern dass sie über die Nachahmung der Sprache anderer Deutschschweizer erworben wird. Sie basiert demnach auf der Aussprachekonvention.

Als typisch für die Standardsprache im gesamten südlichen Teil des deutschen Sprachraums gilt die Aussprache der Nachsilbe <-ig> als [ɪǧ], während im Norden [ɪç] gesprochen wird. Tatsächlich werden Wörter wie *sonnig* oder *König* in der Schweiz meistens mit [ɪǧ] realisiert, doch kommen, vor allem in formellem Stil, auch einige [ɪç]-Realisierungen vor.

Aussprachekonvention

Die obigen Ausführungen haben gezeigt, dass für die schweizerischen Aussprachevarianten verschiedene Faktoren von Bedeutung sind: die Vorschriften, der Dialekt, die Schrift, die Textsorte, die lautliche Umgebung, der Bildungsgrad der Sprechenden, die Nachahmung der in Deutschland üblichen Aussprache und die Nachahmung der in der Schweiz üblichen Aussprache. Auf diesen letzten Faktor, den ich als Aussprachekonvention bezeichnet habe, möchte ich an dieser Stelle etwas genauer eingehen.

1845 erteilte Ignaz Scherr in seinem Büchlein Der *schweizerische Volksredner* demselben folgenden Ratschlag:

> Ein Schweizer nun, der vor seinem Volke, in so fern er schriftdeutsch redet, etwa ßtab, ßtein, Peßt anstatt des Mundartischen Schtab, Schtein, Pescht ausspräche, der würde bei den meisten Zuhörern Widerwillen erregen; seine Rede verfehlte des Eindruckes, und er würde, wo nicht als ein dummer, doch als ein eitler Mensch verspottet und ausgelacht, und dieß auch nach unserer Meinung nicht ganz mit Unrecht. (Scherr 1845, 15)

Aus diesem Zitat geht hervor, dass es in der Schweiz früher üblich war, <st> in allen Positionen wie im Dialekt als [ʃt] auszusprechen. Dagegen wird <st> heute nur am Wortanfang als [ʃt], im Wortinneren dagegen als [st] ausgesprochen. Daran zeigt sich, dass zu einem bestimmten Zeitpunkt in einer Sprachgemeinschaft manche Varianten als angemessen gelten, während andere als nicht angemessen gelten. Es ist die zwischen den Mitgliedern einer Sprachgemeinschaft bestehende Übereinkunft in Bezug darauf, welche Varianten angemessen sind (und wie somit Hochdeutsch zu sprechen ist), die hier Aussprachekonvention genannt wird.

Durchgesetzt wird die Aussprachekonvention, indem die Verwendung anderer Varianten sanktioniert wird. Wer eine unangemessene Variante verwen-

det, wird «verspottet und ausgelacht». Dies zeigen auch Beispiele aus dem Alltag. So sprechen viele Kinder deutscher Eltern in der Schule Schweizerhochdeutsch, aus Angst davor, anderenfalls ausgelacht zu werden. In einer heiklen Situation befinden sich auch die schweizerischen Mediensprecher, die es nie allen recht machen. In geharnischten Leserbriefen beschweren sich manche Zuhörer über eine zu starke Orientierung an Deutschland, die sie als «unschweizerisch», «arrogant» oder «distanziert» empfinden, andere dagegen über zu mundartnahes Deutsch, das sie als «ungebildet», «laienhaft» oder «anbiedernd» bezeichnen (Burri 1993, 20).

3. Was sollte für die Schweiz als Norm gelten?

1. Frage: Braucht es überhaupt eine Norm?

Der Begriff *Norm* bezeichnet hier schriftlich festgehaltene Vorschriften, wie sie zum Beispiel in einer Grammatik, einem Rechtschreibewörterbuch oder einem Aussprachewörterbuch zu finden sind. Diese Vorschriften legen fest, wie die Sprache zu verwenden ist, also welche Varianten «richtig» sind.

Wenn eine kleine Gruppe von Personen einer sehr grossen Gruppe von Personen, nämlich den übrigen Mitgliedern der Sprachgemeinschaft, vorschreibt, wie sie sprechen müssen, nennt man dies Sprachplanung. Dabei handelt es sich um einen Eingriff in die natürliche Sprachentwicklung, und man kann sich deshalb die Frage stellen, ob Sprachplanung überhaupt nötig und sinnvoll ist oder ob sich eine Sprache nicht von selbst den Kommunikationsbedürfnissen der Gemeinschaft anpasst. Bei den Dialekten sorgen natürliche Prozesse dafür, dass die Mitglieder einer relativ kleinräumigen Sprachgemeinschaft verhältnismässig ähnlich sprechen. Weil sich jedoch Personen, die weit voneinander entfernt wohnen, nicht mehr ohne weiteres verständigen können, werden oft Standardsprachen geschaffen, damit allen eine einheitliche Varietät zur Verfügung steht. Solche Standardsprachen können nur mit Hilfe von Normen entstehen. Doch auch wenn eine Standardsprache geschaffen wurde, wird sie sich – wie alle anderen Sprachen – verändern, sobald sie verwendet wird. Um auch längerfristig eine gewisse Einheitlichkeit zu gewährleisten, sind Standardsprachen deshalb nicht nur bei ihrer Entstehung, sondern fortlaufend auf sprachplanerische Eingriffe und somit auf Normen angewiesen.

Während nur wenige Personen die Notwendigkeit einer Norm für die Bereiche der Rechtschreibung und der Grammatik bestreiten, wird die Notwendigkeit einer Aussprachenorm häufig angezweifelt. Dies geschieht nicht zuletzt wegen des Deutschunterrichts in der Schule: Während Rechtschreibung

und Grammatik den Schülern gezielt beigebracht wird, werden Aussprachevorschriften nur punktuell explizit gelehrt (zum Beispiel die Verteilung der Ich- und Ach-Laute). Dennoch wird hier die Meinung vertreten, dass Aussprachenormen unumgänglich sind, und zwar nicht nur für den fremdsprachlichen Unterricht, sondern auch als Richtlinien für Deutschsprachige. Selbst wenn es viele Personen gibt, die nie ein Aussprachewörterbuch benutzen, ist es wichtig, dass die Möglichkeit besteht, nachschlagen zu können, da eine Norm nicht nur als Grundlage für den Erwerb einer Standardsprache dient, sondern auch eine legitimierende Funktion erfüllt. Wird eine Variante in einem Wörterbuch aufgeführt, wird sie als normgerecht betrachtet; fehlt sie dagegen, wird sie als normwidrig betrachtet.

Ein weiteres Argument für eine Aussprachenorm ist, dass es keinen Sinn macht, wenn die deutsche Standardsprache für die Bereiche der Rechtschreibung, der Grammatik und des Wortschatzes eine Norm hat, nicht aber für den Bereich der Aussprache.

2. Frage: Welcher Art soll diese Norm sein?

Angesichts der Tatsache, dass die Aussprache in der Schweiz (und in Deutschland und Österreich) von den heutigen Aussprachewörterbüchern *(Siebs, Duden Aussprachewörterbuch, Grosses Wörterbuch der deutschen Aussprache)* abweicht, stellt sich die Frage, wie die Norm mit regional bedingter lautlicher Variation umgehen soll. Soll eine Idealnorm postuliert werden, die eine vollkommen einheitliche Standardsprache vorschreibt, oder soll eine «tolerante» Norm[1] angesetzt werden, die der tatsächlichen Sprachsituation Rechnung trägt, indem sie bis zu einem gewissen Grad Variation berücksichtigt? In anderen Worten: Soll die Diskrepanz zwischen der Norm und dem Sprachgebrauch dadurch beseitigt werden, dass der Sprachgebrauch der Norm angepasst wird, oder dadurch, dass die Norm dem Sprachgebrauch angepasst wird?

Im ersten Fall ginge es darum, die Idealnorm durchzusetzen, indem die Leute dazu gebracht würden, nach der Norm zu sprechen. Um dies zu erreichen, müssten Sprecher im gesamten deutschsprachigen Raum ein beträchtliches Ausmass an Zeit investieren, um ihre Aussprache einer solchen Idealnorm anzupassen. Dies birgt die Gefahr in sich, dass eine akzentfreie Aussprache nur von sehr gebildeten Personen erreicht würde, wodurch Personen mit einem geringeren Ausbildungsgrad diskriminiert würden.

Wird dagegen die umgekehrte Lösung angestrebt, bei der sich die Norm dem Sprachgebrauch anpasst, muss eine tolerante Norm postuliert werden, die ein gewisses Mass an Variation zulässt, so dass die meisten Äusserungen gebil-

deter Sprecher, die als standardsprachlich intendiert sind und von den Hörern auch als standardsprachlich beurteilt werden, auch mit der Norm übereinstimmen. Für die heutige Situation der deutschen Standardsprache scheint mir diese Lösung die bessere zu sein, und zwar aus folgenden Gründen:

- Eine tolerante Norm ist aus sozialen Gründen zu befürworten, weil sie für die grosse Mehrheit der Deutschsprachigen erreichbar wäre und dadurch auch eher als Norm akzeptiert würde.
- Die drei nationalen Varietäten des Deutschen sind vom historischen und vom systematischen Standpunkt her berechtigt. Sie erfüllen in der jeweiligen Sprachgemeinschaft eine wichtige Rolle bezüglich der Markierung der Gruppenzugehörigkeit und sollten deshalb nicht unterdrückt werden.
- Da sich die Aussprachevarianten relativ gering voneinander unterscheiden, besteht keine Gefahr eines Auseinanderdriftens oder letztlich gar einer Spaltung in mehrere Sprachen. Dafür sorgt auch die Nivellierung, die im mündlichen Bereich in erster Linie durch die Medien erfolgt.

Ein Gegenargument, das manchmal genannt wird, ist die Angst, dass eine tolerante Norm das Niveau einer Standardsprache senke. Dieser Haltung liegt die Auffassung zugrunde, dass die Standardsprache etwas Elitäres und nicht ein Gebrauchsgegenstand ist. Auch der Vorwurf, dass mit nationalen Varietäten dialektal gefärbte Sprache zum Standard erhoben wird, ist kurzsichtig, wenn man bedenkt, dass der Standardisierungsprozess der deutschen Sprache ja gerade darin bestand, Varianten auszuwählen, die in einem oder mehreren Dialekten vorkamen. Dass gewisse Varianten heute nicht als dialektal empfunden werden, ist allein der Geschichte zuzuschreiben.

Für die Praxis der Sprachverwendung scheint es auf den ersten Blick keine Rolle zu spielen, ob eine Idealnorm postuliert wird, die von den meisten Sprechern nicht erreicht wird, da diese weiterhin ihre regionalen Varianten verwenden, oder ob eine tolerante Norm postuliert wird, welche auch die nationalen Varietäten umfasst. Der Unterschied besteht jedoch im Status, den die einzelnen Varietäten erhalten. Wird nur eine Idealnorm postuliert, spricht eine Mehrheit der Bevölkerung nicht die Standardsprache, oder sie spricht eine Standardsprache mit vielen «Fehlern». Diese Situation ist nicht nur unter dem theoretischen Blickwinkel unbefriedigend, sondern sie führt auch zu einer gespaltenen Haltung der Sprachbenutzer: Einerseits muss ein Kind in der Schule Schweizerhochdeutsch sprechen, denn ansonsten wird es «verspottet und ausgelacht», andererseits aber verstösst es dabei gegen gewisse Aussprachenormen, was zu einem Minderwertigkeitsgefühl bezüglich seiner eigenen Sprachfertigkeiten führen kann. Wird dagegen eine tolerante Norm postuliert, darf ein Kind in einer Schweizer Schule die lexikalische Variante

Velo («Fahrrad») und die Aussprachevariante [ˈimːər] *(immer)* verwenden, ohne dass diesen der unrühmliche Status einer Abweichung, eines Nicht-Erreichens des Ziels zukommt, sondern diese Varianten würden dann als standardsprachlich gelten. Aus diesem Grund wird hier für eine tolerante Aussprachenorm für die deutsche Standardsprache plädiert.

3. Frage: Welche Varianten soll diese Norm für die schweizerische Standardsprache zulassen?

Als erstes muss entschieden werden, welche Kriterien zur Auswahl von Varianten angewendet werden sollen. Eine tolerante Norm steht dabei im Spannungsfeld zweier entgegengesetzter Prinzipien: einerseits soll die Norm so einheitlich wie möglich sein, um die reibungslose Kommunikation sicherzustellen, andererseits soll die Norm dem tatsächlichen Sprachgebrauch Rechnung tragen. Hier wird vorgeschlagen, bei der Auswahl der Varianten nach zwei Kriterien vorzugehen:

(a) die statistische Häufigkeit einer Variante
Für die Schweiz sollen diejenigen Varianten erlaubt sein, welche im heutigen Sprachgebrauch gebildeter SchweizerInnen mindestens 30% der Realisierungen ausmachen.
Bsp.: Die Aussprache von intervokalischem <h> wird nicht zugelassen, weil sie weniger als 30% der Realisierungen ausmacht.

(b) die Verständlichkeit einer Variante
Es werden nur Varianten erlaubt, welche ähnlich sind und welche die Oppositionen im phonologischen System nicht beeinträchtigen, also welche nicht zweideutig sind.
Bsp.: Für die Aussprache des Diphthongs <ei> wird neben [aɪ̯] auch [æɪ̯] erlaubt, weil diese Variante gut verständlich ist und nicht zu Missverständnissen führt. Dagegen wird für die Aussprache des mit <ä(h)> geschriebenen Langvokals die Realisierung mit geschlossenem [e:] nicht zugelassen, weil sie mit den Realisierungen des mit <e(h)> geschriebenen Langvokals zusammenfällt.

Nicht berücksichtigt werden Kriterien der Etymologie, der Natürlichkeit oder des Wohlklangs. Falls Faktoren dieser Art einen Einfluss auf die Aussprache haben, schlägt sich das im Sprachgebrauch nieder, und dieser wird ja durch Kriterium (a) erfasst.

Eine Neukodifizierung der deutschen Aussprachenorm im Sinne einer toleranten Norm ist sicherlich nur dann möglich und sinnvoll, wenn alle drei na-

tionalen Varietäten der deutschen Standardsprache berücksichtigt werden. Dies kann hier nicht erfolgen, weil dazu sämtliche Untersuchungen zur Standardaussprache in Deutschland und in Österreich berücksichtigt werden müssten. Im Folgenden können lediglich diejenigen Varianten aufgeführt werden, welche aufgrund der hier präsentierten Daten und der genannten Kriterien zusätzlich zu den von den Aussprachewörterbüchern vorgeschriebenen Varianten für die Schweiz erlaubt werden sollten.

	Vorschriften der Aussprachewörterbücher	sollte zusätzlich in der Schweiz erlaubt sein:	nicht erlaubt:
Kurzvokale *i, u, o, ü, ö* (*Mitte, Holz*)	offen ['mɪtʰə], [hɔlts]	geschlossen ['mitːɛ], [holts]	
kurze betonte *e*-Laute (*kennt, hätte*)	immer offen [ɛ] [kʰɛntʰ], ['hɛtʰə]	Buchst. <e>: geschlossen [kʰentʰ],['hɛtʰə]	überoffenes [æ] (wie berndt. [xæːz̥] 'Käse')
Langvokale *i, e, u, o, ü, ö* (*Hut, schön*)	geschlossen [huːtʰ], [ʃøːn]		offen
langes <ä(h)> (*später*)	offenes [ɛː] ['ʃpɛːtʰər]		geschlossenes [eː], überoffenes[æː]
kurzer und langer *a*-Laut (*Latte, Glas*)	mittleres [ɑ(ː)] ['lɑtə], [glɑːs]		verdumpftes [ɒ(ː)] (wie zürichdt. [g̊lɒːz̥])
Diphthonge <ei, au, eu> (*kein, Tau, neu*)	[aɪ̯]; [aʊ̯]; [ɔɤ̯] [kaɪ̯n], [tʰaʊ̯], [nɔɤ̯]	[æɪ̯]; [æʊ̯]; [ɔɪ̯] [kæɪ̯n], [tʰæʊ̯], [nɔɪ̯]	[œɪ̯], [øɪ̯] (wie berndt. / zürichdt. *neu*), [oɪ̯]
Lenes *b, d, g, z* (*sagen, Boden*)	stimmhaft ['zɑːgən], ['boːdən]	stimmlos ['z̥ɑːg̊ən], ['b̥oːd̥ən]	
<b, d, g> am Wortende (*Hund, taub, Tag*)	[pʰ], [tʰ], [kʰ] [hʊntʰ], [tʰaʊ̯pʰ], [tʰɑːkʰ]	[b̥], [d̥], [g̊] [hʊnd̥], [tʰaʊ̯b̥], [tʰɑːg̊]	
Plosive *p, t, k* (*Punkt, Kante*)	aspiriert (behaucht) [pʰʊŋkʰtʰ], ['kʰɑntʰə]	unbehauchte *p* und *t*, sofern nicht am Wortanfang	[kx] (wie schweizerdt. ['kxɑntə])
intervokal. Konsonanten (*Himmel, machen*)	kurz ['hɪməl], ['mɑxən]	gelängt ['hɪmːəl], ['mɑxːən]	
Ich- und Ach-Laute (*wach, nicht*)	nach *a, o, u*: [x], sonst: [ç] [vɑx], [nɪçtʰ]		[x] nach Vordervokal oder Konsonant
<st>, <sp> (*Stuhl, ist*)	Anlaut: [ʃ-], Inlaut: [s-] [ʃtuːl], [ɪstʰ]		[ʃt], [ʃp] im Inlaut
intervokalisches <h> (*Mühe, Höhe*)	stumm ['myːə], ['høːə]		[h] ['myːhə], ['høːhə]
Nachsilbe <-ig> (*König, sonnig*)	[ɪç] ['kʰøːnɪç], ['zɔnɪç]	[ɪg̊] ['kʰøːnɪg̊], ['z̥ɔnːɪg̊]	
Nachsilbe <-e> (*gebe, Auge*)	Zentralvokal [ə] ['g̊eːb̥ə], ['aʊ̯g̊ə]	halboffenes [ɛ] ['g̊eːb̥ɛ], ['aʊ̯g̊ɛ]	
Vorsilben <be->, <ge-> (*benehmen, gemacht*)	[bə], [gə] [bə'neːmən], [gə'mɑxtʰ]	[b̥ɛ], [g̊ɛ] [b̥ɛ'neːmən], [g̊ɛ'mɑxtʰ]	

Diese Tabelle ist nicht vollständig, sondern behandelt nur die wichtigsten Regelungen. Die rechte Spalte ist an sich überflüssig, da eine Aufzählung der erlaubten Realisierungen impliziert, dass alle anderen Realisierungen nicht erlaubt sind. Trotzdem wird sie hier aufgeführt, weil eine Darstellung der falschen Aussprache für die Verdeutlichung der richtigen Aussprache hilfreich sein kann.

Neben einigen Lauten, die hier nicht besprochen wurden, gibt es auch gewisse Einzelwörter oder Wortgruppen, die geregelt werden müssten, z. B. die Vokalqualität in Wörtern wie *werden* oder anlautendes <ch-> in Wörtern wie Chemie. Auf diese Fälle kann hier nicht eingegangen werden.

4. Zusammenfassung

Die Aussprache des Hochdeutschen in der Schweiz stimmt in vielen Bereichen mit den Vorschriften der Aussprachewörterbücher überein, doch es gibt auch Laute, die häufig mit einer anderen als der vorgeschriebenen Variante realisiert werden. Da diese Varianten für die Aussprache von DeutschschweizerInnen als angemessen gelten und da sie die Verständlichkeit nicht beeinträchtigen, sollten sie für die Aussprache der Standardsprache in der Schweiz auch als normgerecht gelten. Dies kann nur dadurch erfolgen, dass für den gesamten deutschen Sprachraum eine tolerante Norm festgelegt wird, welche die häufigsten Aussprachevarianten der schweizerischen, österreichischen und deutschen Standardsprache mitberücksichtigt. Dies hätte zur Folge, dass alle Personen die für ihr Herkunftsland typische und angemessene Varietät sprechen könnten, ohne dabei wegen Normabweichungen ein schlechtes Gewissen zu haben.

Bibliographie

Die Aussprache des Hochdeutschen in der Schweiz. Eine Wegleitung. Im Auftrag der Schweizerischen Siebs-Kommission herausgegeben von Bruno Boesch. Zürich 1957.
Burri, Ruth Maria u. a.: Deutsch sprechen am Radio. Bern 1993.
Duden. Aussprachewörterbuch. 4. Aufl., bearb. v. Max Mangold. Mannheim u.a. 2000.
Hove, Ingrid: Zur Aussprache der Standardsprache in der deutschen Schweiz. [In Vorbereitung]
Krech, Eva Maria u. a.: Grosses Wörterbuch der deutschen Aussprache. Leipzig 1982.
Scherr, I[gnaz] Th[omas]: Der schweizerische Volksredner. Zürich 1845.
Siebs. Deutsche Aussprache. 19. Aufl., hgg. v. Helmut de Boor, Hugo Moser u. Christian Winkler. Berlin 1969.

Anmerkung

[1] Den Begriff *tolerante Norm* halte ich für etwas ungünstig, da Toleranz eine Eigenschaft ist, die eigentlich von den SprachbenutzerInnen und nicht von der Norm zu erwarten wäre. Weil der Begriff in der Forschungsliteratur jedoch bereits in diesem Sinn Verwendung findet, wird er hier beibehalten.